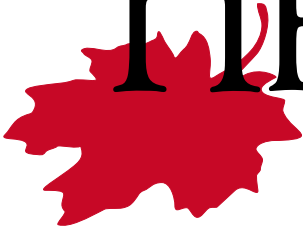


MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



März 2018

Nr. 90



Zum
Mitnehmen

WINTER, ADE...

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
STADTKIRCHE UNNA • INTERNATIONALER FRAUENTAG
SCHLOSS NORDKIRCHEN • DIE UKULELE



Inhalt

- 3 Also fragte der Esel „Du oder Sie?“
- 4 Ein schwarzer Tag für die
Stadtkirche Unna
- 6 Internationaler Frauentag
- 7 Ein Leserbrief
- 8 Verlockende Maiglöckchen
- 10 Der Star
- 12 Ein wenig Poesie schadet nie:
Drei Gedichte
- 13 Die letzte Rumba
- 14 Das „Westfälische Versailles“
Schloss Nordkirchen
- 16 Clara, Pianistin und Komponistin
- 18 UN-sere Stadt ... vom Werden
und Wachsen
- 20 Ukulele, die kleine Schwester
der Gitarre
- 21 Unna lacht (nicht):
„Sprich leiser beim Telefonieren“
- 23 Hattuscha: Kinder verkaufen
Götterprozessionen
- 24 Auf was ist noch Verlass?

Impressum

- Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903
- Internet: www.unna.de/herbstblatt/
V.i.S.d.P: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug
- Redaktion:
Andrea Irslinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Gisela Lehmann, Heinz Naß, Ingrid Faust, Klaus Pfauter,
Klaus W. Busse, Klaus Thorwarth, Ulrike Wehner
- Seniorenbeauftragter: Robin Rengers
Seniorenarbeit Fäßchen: Markus Niebios
Zeichnungen: Klaus Pfauter
Titelfoto: Franz Wiemann
Gestaltung: Andrea Irslinger
Druck: WIRmachenDRUCK GmbH,
Backnang

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 91 erscheint
im Juni 2018!

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte...“, so schreibt Eduard Mörike in seinem Gedicht „Er ist's“. *Er*, das ist der Frühling, der jetzt endlich wieder kommt. Deshalb stellen wir Ihnen in diesem Heft auch einige der typischen Frühlingsboten vor. Schon unser Titelbild soll Sie auf die schöne Jahreszeit, in der es wieder wärmer und bunter wird, einstimmen. Ein besonders wichtiger Vertreter unter den tierischen Frühlingsboten ist der Star, dessen Rückkehr in unsere Gefilde den Frühling ankündigt. Unter den Pflanzen, die wir Ihnen vorstellen, sind es u. a. die Maiglöckchen.



Foto: Kurt F. Dimnik/pixelio.de

Aber zum Frühling gehören auch ernstere Themen: die Karwoche, in diesem Jahr vom 25.–31. März. Sie endet zu Ostern. „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick“, so beschreibt Goethe im „Faust“ das Osterfest. Auch dem Internationalen Frauentag, der jedes Jahr im März stattfindet, ist einer unserer Artikel gewidmet. Daneben finden Sie aber auch viele – wie wir meinen interessante – andere Themen in dieser Ausgabe. Sie sollen hier nicht alle aufgezählt werden. Wir wünschen Ihnen eine interessante und spannende Lektüre.

Im Namen der Redaktion
Brigitte Paschedag

Also fragte der Esel Balduin: „Du oder Sie?“

Als ich nach den Ferien mit meinem Freund und Treiber über den Alten Markt von Unna ging, kam uns ein alter Bekannter entgegen. Zu meinem Freund sagte er: „Gut siehst du aus nach deinem Urlaub. Hast du dich gut erholt?“ Und zu mir gerichtet: „Und du hältst dich auch noch wacker.“ Zu uns beiden: „Wo wart ihr denn in den Ferien?“ Mein Freund erzählte von unseren Wanderungen in der Eifel. Dort haben wir einige Leute getroffen, die auch mit meinen Vettern unterwegs waren. Unser Bekannter erzählte, dass er voriges Jahr in der Eifel mit einem Lama in einer Gruppe durchs Land gestrichen sei.

Kaum hatten wir uns mit gegenseitigen guten Wünschen getrennt, trafen wir einen anderen, weitläufigeren Bekannten. „Ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen“, sagte er, und zu mir gewandt: „Und du bist auch noch ganz der Alte“. Dabei streichelte er meinen Hals. Nach Austausch einiger Freundlichkeiten gingen wir weiter.

Auf dem Heimweg fragte ich meinen Freund und Treiber, wann in Gesprächen gesiezt und wann geduzt werde. Unterwegs sei mir aufgefallen, dass ein Bekannter ihn

mit „Du“ ansprach, der andere mit „Sie“. Er erklärte es mir folgendermaßen:

Im Kreise von Verwandten, Freunden, Sportlern und manchen kleineren Arbeitsgruppen wird geduzt. Fremde und Vorgesetzte werden grundsätzlich mit „Sie“ angesprochen. Aber da gibt es viele Ausnahmen und weitere Ausnahmen von Ausnahmen. Wenn es, zum Beispiel, das Betriebsklima in einer Firma erlaubt oder auch verlangt, reden sich alle mit dem „Du“ an. Aber im Falle der Anwesenheit von Kunden oder anderen firmenfremden Menschen wird gesiezt. Andererseits, wenn in einer Firma das absolute „Sie“ herrscht, aber zwei Mitarbeiter in einem Sportverein sind, dann reden sie sich vormittags mit „Sie“ an und nachmittags mit „Du“. Das hätte er selbst erlebt. Ein anderes Beispiel, als er mit seinem Chef bei einer Partnerfirma in England war, haben sie sich ständig mit dem englischen „you“, also „Du“ angeredet, denn sie wollten ja nicht aus der Rolle fallen. Zu Hause blieb es wieder beim „Sie“. Er hat mir noch von einem anderen, seltsamen Fall aus einer ländlichen Gegend erzählt. Vor vielen Jahren, als er dort Freunde besuchte, haben Kinder ihre Eltern mit „Sie“ angesprochen und die Großeltern über die zweite Person mit „Ihr“.

Ich sagte nur zu meinem Freund „IAhhh“ (!) und erlaubte mir festzustellen: Ach, wie seid ihr Menschen doch kompliziert. Gut, dass mich niemand mit „Sie“ angesprochen hat.

Herzlichst,
Euer und Ihr Balduin



Foto: Hasan Anac/pixelio.de

Ein schwarzer Tag für die Stadtkirche Unna

- von Bärbel Beutner -



„Unsere Kirche hat eine Wunde bekommen!“, teilte die Pastorin der verstörten Gemeinde mit, die sich am Sonntag, den 21. Januar zum Gottesdienst im Martin-Luther-Haus neben der Stadtkirche in Unna eingefunden hatte. Ja, eine schwere Wunde. Der Sturm „Friederike“ hatte am 18. Januar eine der vier Eckfialen des Kirchturms abgebrochen. Das steinerne, schlanke Türmchen aus Sandstein war mit seiner Länge von vier Metern und seinem Gewicht von einer Tonne auf das Kirchendach gefallen, hatte ein Loch in das Dach geschlagen und das Kreuzgewölbe über der Orgelbühne beschädigt. Die wertvolle Rentsch-Orgel trug keinen Schaden davon, muss jedoch gereinigt werden. Kirche und Kirchplatz wurden gesperrt.

Die Unnaer Bürger waren tief getroffen. Das Wahrzeichen ihrer Stadt, für das sich viele engagieren – plötzlich sahen es alle mit dem Herzen an. Und man sieht ja nur mit dem Herzen gut, wie der Kleine Prinz erfährt. Da kamen die Erinnerungen wieder, an die Konfirmation, an die Taufe der Enkelkinder, vielleicht an die eigene Hochzeit. Da fiel manch einem ein, wie

früher in der Adventszeit der Posaunenchor oben auf dem Turm die weihnachtlichen Lieder gespielt hat, und alle konnten schöne Erlebnisse mit ihrer Kirche verbinden: die „Nacht der offenen Kirchen“ zu Pfingsten alle zwei Jahre, Krippenausstellungen, fröhlicher Umtrunk nach dem Gottesdienst am Reformationstag, Ausstellungen mit informativer Eröffnungsveranstaltung und detaillierten Führungen, interessante „Kanzelreden“ und vor allem Musik, Konzerte mit der herrlichen Orgel, mit der Kantorei und dem Posaunenchor und mit hervorragenden Solisten.

„Das Christentum ist eine singende Religion!“, sagte einmal ein Zuschauer eines Fernsehgottesdienstes. „Wer singt, betet doppelt!“, soll Johann Sebastian Bach einmal gesagt haben. In der Stadtkirche zu Unna gibt es dafür vielfältige Bestätigung.

Nach dem ersten Schock durch den



Orkan 2018 besann man sich auf Positives trotz des großen Unglücks. Das Wichtigste: in Unna war kein Mensch zu Schaden gekommen. Die „Offene Stadtkirche“, die planmäßig an diesem Donnerstagvormittag stattgefunden hätte, war wegen der Sturmwarnung abgesagt worden. Den ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern bescherte „Friederike“ eine unfreiwillige Pause, den Besucherinnen und Besuchern, die gern das geschichtsträchtige Bauwerk besichtigen oder einfach eine Weile ausruhen, sich sammeln, nachdenken wollen, verwehrt sie diese Freude für einige Monate.

Der Blick in die Geschichte, den der „Hellweger Anzeiger“ am 20. Januar vornahm, zeigte schlimmere Folgen eines Sturmes für die Stadtkirche im Jahre 1660. „Durch einen Sturm wird der gotische Turmhelm auf das südliche Kirchendach geworfen. Neun Menschen sterben“, heißt es da. Klaus

Thorwarth ist zu diesem Unglück fündig geworden und zitiert in seinem Artikel „Neugierig durch Unna – die evangelische Stadtkirche“ im *Herbst-Blatt* Nr. 72: „...mit erschrecklicher Kraft, verbunden evtl. mit einem Erdbeben, wurde der Turm in der Nacht des 19.12.1660 auf das Kirchenschiff geworfen. Die Gewölbe wurden durchschlagen ... Es war die vierte Stunde und Frühgottesdienst, darum waren nur neun Tote zu beklagen.“

Die Unglücksfälle der Vergangenheit: der Stadtbrand 1732, der Blitzschlag 1860, der den Turm niederbrannte, die Kämpfe 1945, die den Turm stark beschädigten, alle diese Rückschläge machen den Geschädigten von „Friederike“ paradoxerweise Mut. Denn immer wieder schafften es Unnas Bürger, ihre Kirche wieder heil und schön erstehen zu lassen. Das wird auch im 3. Jahrtausend nicht anders sein.

Die Stadtkirche von Unna hat eine kleine Cousine tausend Kilometer weiter östlich. In dem kleinen Dorf Heiligenwalde bei Königsberg, heute Kaliningrad, fanden die Heiligenwalder 1992 „ihre“ Kirche wieder, eine Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert. Sie hatte den Krieg überstanden und diente nun, äußerlich unversehrt, als Getreidelager. Man gründete einen Verein nach dem



Ordenskirche in Heiligenwalde bei Königsberg

Vorbild und nach der Satzung des „Vereins zur Erhaltung der Stadtkirche Unna e.V.“, und heute steht ein Juwel am Flusse Pregel bei Königsberg/Kaliningrad. Mit dem Herzen sieht man gut, und mit dem Herzen schafft man viel.

Bei dem Zeitungsbericht über die böse „Friederike“ kam es noch zu einer Erheiterung. Die herabgestürzte Eckfiale am Turm – der Laie würde vielleicht „Zinne“ sagen – wurde als „Äquiale“ bezeichnet, eine Wortschöpfung, die wohl auf akustische Probleme zurückzuführen ist. Der Kommentar im „Hellweger“ empfiehlt, dieses Wort schnell zu vergessen. Warum eigentlich? Unnas Geschichte kann doch um eine Anekdote reicher werden.

Fotos: Jürgen Korvin, Bärbel Beutner



Internationaler Frauentag

- von Gisela Lehmann -

Der 8. März, der internationale Frauentag, ist ein Tag aller Frauen der Welt, die sich solidarisch für den Kampf um den Frieden, die Demokratie und für die Gleichberechtigung erklärt haben. „Keine Sonderrechte, sondern Menschenrechte“ forderte die Sozialistin Clara Zetkin auf der 2. Frauenkonferenz am 19. März 1910 in Kopenhagen. Ein Jahr später gingen auf ihre Initiative erstmals Frauen in Deutschland, Dänemark und in der Schweiz, zum Frauentag auf die Straße. Eine ihrer Forderungen war das Frauenwahlrecht. Außer in Finnland durften zu diesem Zeitpunkt in keinem europäischen Land Frauen wählen. Frauen erhielten dieses Recht in Deutschland 1918 und in der Schweiz sogar erst 1971.

Clara Zetkin (1857–1933), Politikerin und Frauenrechtlerin, machte sich in Deutschland um das Schul- und Pädagogikwesen verdient. Einflussreiche Frauen in der Politik, der Diplomatie und Kunst gab es schon immer. Die Männer profitierten davon, die Frauen wiesen ihnen die Richtung, machten es aber nicht publik. Und die Damen hielten sich klug im Hintergrund. Vieles, was die europäische Kultur zu bieten hat, wäre ohne den Einfluss schöner und kluger Frauen gar nicht denkbar. Aber irgendwann, etwa ab 1750, gefiel es den Damen nicht mehr, ihre Intelligenz und Verhandlungstaktik hinter den breiten Schatten ihrer Männer zu verstecken. Sie eroberten allmählich ihre Positionen, und bis heute ist diese Entwicklung noch nicht abgeschlossen.

Eine der hervorragenden Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts war die Wissenschaftlerin Marie Curie. 1867 in Warschau gebo-

ren, studierte sie später in Paris an der Sorbonne. 1895 heiratete sie Pierre Curie. Auch er studierte an der Sorbonne, der Pariser Universität, und wurde dort Lehrer für Physik und Chemie. 1898 entdeckten die Eheleute gemeinsam die radioaktiven Elemente Polonium – Marie nannte es nach ihrem Heimatland Polen – und Radium. Dafür bekamen sie 1903 zusammen den Nobelpreis für Physik. 1906 starb Pierre



Clara Zetkin (1857–1933)


bei einem Verkehrsunfall in Paris. Madame Curie errang seine Professorenstelle an der Sorbonne. 1911 bekam sie, bisher als einzige Frau, den 2. Nobelpreis zugesprochen, diesmal in Chemie. 1934 starb sie an Leukämie, genau wie viele andere Menschen, die lange nicht die tödliche Gefahr der radioaktiven Strahlen erkannten.

In der hundertjährigen Geschichte des internationalen Frauentages wurde er während der Zeit der NS-Regierung verboten.

Stattdessen machte das Regime Propaganda für den Muttertag, zu Ehren der vorbildlichen Hausfrau und Mutter.

Schon zwei Jahre nach Kriegsende wurde der Frauentag in der sowjetischen Besatzungszone am 8. März gefeiert, dieses Datum ist dem Frauentag in der Sowjetunion angepasst.

Westdeutschland verabschiedete 1949 das Grundgesetz. Im Artikel 3 GG hat die Gleichbehandlung von Mann und Frau einen besonderen Verfassungsrang. Aber erst fast zehn Jahre später im Jahr 1958

wurde diese Vorgabe dann auch gesetzliche Wirklichkeit. Zuvor war es Frauen zum Beispiel nicht erlaubt, ohne Zustimmung ihres Ehemannes ein eigenes Bankkonto zu eröffnen. Sogar noch vor 40 Jahren, 1977, bedurften Frauen der Einwilligung ihres Ehemannes, um arbeiten gehen zu dürfen – einfach unvorstellbar. Und immer noch sind Frauen im Arbeitsleben ihren männlichen Kollegen gegenüber benachteiligt. So hat der Internationale Frauentag noch bis heute Bedeutung, und es lohnt sich für die Sache zu kämpfen. 



Ein Leserbrief

Liebe Herbst-Blatt-Redaktion,

solch ein Magazin bekam ich noch nie zu lesen. Herzlich, köstlich, informativ und mit soviel Engagement geschrieben und gestaltet, einfach nur toll.

Nun muss ich mich ja doch erstmal vorstellen, Entschuldigung. Also mein Name ist Rolf Gedicke aus der schönen Hansestadt Wismar, wir besitzen sogar den Status einer Weltkulturerbestadt, aber nicht wegen der Soko Wismar.

„Auf ein Wort“ aus Heft Nr. 89 stieß mich an, Euch endlich mal zu schreiben. Dass Euer Karikaturist die Briefmarken wieder fand, rettete auch meine Weihnachtspost. Seit fünf Jahren senden wir uns Grüße zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel.

Doch der Reihe nach, ich bin fest davon überzeugt, dass Herr Klaus Pfauter zu den guten Menschen gehört. Vor fünf Jahren besuchte er mit Familie und Freunden unsere schöne Stadt. Dabei

fand Herr Pfauter eine Brieftasche, diese brachte er dem Eigentümer sofort nach Hause.

Ja, was soll ich lange schreiben, der Eigentümer der Brieftasche war natürlich ich.

Ich war so verduzt, als Herr Pfauter vor mir stand, denn selbst hatte ich den Verlust noch gar nicht bemerk. Er gab mir noch seine Karte, und schon war die Begegnung beendet. In meiner Verblüffung konnte ich nur noch sagen: „Vielen Dank, und Sie haben mir das Gute im Menschen gezeigt.“

In der heutigen Zeit sind solche Ereignisse ein wichtiges Zeichen für den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. Mir hat es damals viel Aufregung und Renneri erspart.

Normals vielen Dank!

*Mit freundlichen Grüßen
Rolf Gedicke*



Verlockende Maiglöckchen

- von Ulrike Wehner -

Es wird wieder Frühling. Gedichte und Lieder kommen mir in den Sinn. „Im Märzen der Bauer die Rösslein anspannt, er setzt seine Felder und Wiesen instand...“ – Das war einmal. Heute spannt er zum Bestellen seiner Felder den Traktor vor den Pflug. Durch den kleinen Dämpfer in meinen Gedanken lasse ich mich aber nicht beirren. Wanderlieder, Volkslieder, Gedichte fallen mir ein: Mörikes „Er ist's – Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte...“ Ja, es duftet nach Frühling. „Der Osterspaziergang“ von Goethe! Nun, in diesem Jahr mussten in unserer Gegend nicht so viele Bäche vom Eise befreit werden. „Geh aus mein Herz und suche Freud“ in dieser schönen Sommerzeit“ – schon wieder falsch, es ist doch erst Frühling!

Doch letztes Jahr im Mai habe ich Freude gefunden, obwohl ich sie nicht ausdrücklich gesucht habe.

Ich denke an eine Wanderung mit einer Gruppe im Hemmerder Schelk. Wir gingen zusammen an einem wunderschönen, sonnigen Frühlingstag, dem nichts zu seiner Vollkommenheit fehlte, sodass ich immer wieder das kleine Lied vor mich hin summen musste. Aber wohin ist denn mein Herz ausgegangen?

Nur wenige Sonnenstrahlen schafften den Weg durch das dichte Blätterdach der hohen

Bäume zur Erde und malten glänzende Flecken auf den samtene Boden. Da sah ich sie, die Maiglöckchen! Feengleich reckten sie die zarten Stängel mit den weißen Glöckchen aus ihrem schattigen, hellgrünen Grund.

Seit meinen Kindertagen wollte ich einmal an diesen Ort, denn ich erinnere mich, dass ich Leute davon sprechen hörte, als würden sie von etwas Geheimnisvollem, Verwunschenem erzählen. Ich stellte mir Bilder von seltenen Szenarien vor, die zu sehen in meinem Leben nicht fehlen dürften. Aber die Maiglöckchen blühen nur kurz. Damals hatte niemand Zeit, mit mir dorthin zu gehen.

Nun schritt ich langsam inmitten unserer kleinen Gruppe und bemerkte, dass nicht nur mein Herz berührt war. Immer wieder flüsterte jemand: „Schaut mal hierher!“ „Davorn, die sind besonders schön!“ Die Zeit schien still zu stehen, und es war, als umfinge uns ein eigenartiger Zauber. Von leichter Brise zart bewegtem Blätterspiel gelenkt, huschten Sonnenstrahlen zitternd über den schattigen Waldboden und hüllten uns ein mit ihrem leuchtenden Schein.

Wir blieben alle auf dem schmalen Weg, um keine Blume in ihrem schimmernden Tep-



pich zu zertreten. Ich mag nicht glauben, dass sie giftig sind. Man darf sie nicht pflücken, denn sie stehen unter Naturschutz. An einer Stelle mitten in einem kleinen Maiglöckchenfeld entdeckte ich eine Pflanze, die anders wirkte. Es war Bärlauch, der den Maiglöckchen ähnelt, aber nicht giftig ist und als Küchenkraut sehr geschätzt wird. Es war eine schöne Überraschung, unerwartet die Unterschiedlichkeit der beiden Pflanzen zu erkennen.

Wir empfanden die besondere Ruhe im Maiglöckchenwald, die Vogelstimmen störten sie nicht, sie gehörten zu der wundersamen Atmosphäre. Doch wir waren nicht die einzigen Spaziergän-



ger. Auf ebenso leisen Sohlen wie wir kamen uns drei andere Bewunderer entgegen. Auch ihr Gesichtsausdruck war entspannt und ein wenig verklärt. Wir trafen sie am Ende unseres Rundgangs wieder. Verwundert sah ich, dass eine der Damen einen dicken Strauß Maiglöckchen, wie vom Floristen gebunden, in der Hand hielt. Sie konnte dem besonderen Reiz nicht widerstehen. Da wird es klar, dass es notwendig ist, sie zu schützen, sonst gibt es bald keine dieser Blümchen mehr. In früheren Jahren soll ihr Bestand größer gewesen sein. In diesem Jahr werde ich wieder „in die Maiglöckchen gehen“. Wer will mitkommen? Im Wald kann man wunderbar singen.

Fotos: Kurt F. Domnik/pixelio.de
Ulrike Wehner

Der Star

- von Benigna Blaß -



Die Sonne scheint, ich gehe durch den Garten und überlege, was wohl zu machen wäre. Von Ferne höre ich ein leises Motorengeräusch und ein Tatütata, sehr leise und etwas merkwürdig.

Nach kurzer Zeit das Krächzen einer Elster. Doch ich sehe keine. Lange suche und schaue ich mir die kahlen Äste der Bäume an. Dort entdecke ich zwei schwarz glänzende Vögel, die sich ansingen. Gibt es wirklich andere Vögel außer Papageien, die so gut imitieren können? Ja, die Stare können das. Im Niederdeutschen werden sie auch Spreen genannt.

Sie sind mit ihren 20 cm etwas größer als ein Spatz, aber kleiner als eine Amsel, haben spitze Flügel, einen kurzen Schwanz, einen gelben Schnabel und

rotbraune Beine, die Federn sind schwarz mit weißen Spitzen, wie ein Perlmuster. Das Gefieder hat je nach Lichteinfall einen metallisch grünen oder purpurnen Glanz.

Stare sind gesellig. Sie suchen ihre Nester dort, wo auch andere Paare sind. Ihren Brutplatz verteidigen sie, aber auf Nahrungssuche gehen sie gemeinsam. Das Männchen sucht Anfang April das Nest, sei es in einer Baumhöhle, einer Felsspalte oder einem Nistkasten. Es füllt es mit trockenen Blättern, Wurzeln und Stroh, sitzt davor mit flatternden Flügeln und lockt sein Weibchen mit verschiedenen Geräuschen und Gesängen. Findet sie die Bruthöhle gut, so vervollständigt sie diese mit Federn und anderen weichen Pflanzenteilen, besonders mit Kräutern, de-



ren ätherische Öle Bakterien und Milben verringern sollen. Dort legt sie ihre vier bis sieben bläulichen Eier ab und brütet elf bis dreizehn Tage. Bis zu 21 Tage werden die Kleinen mit Insekten, Regenwürmern und kleinen Schnecken gefüttert. Sind die kleinen graubraunen Stare flügge, so bilden sie gleich größere Schwärme. Nachts suchen sie gemeinsam ihre Schlafplätze auf, seien es

Bäume oder Sträucher, und lassen sich mit lautem Gesang dort nieder. Auch gehen sie gemeinsam auf Nahrungssuche; sie trippeln dabei nicht wie die Amseln über die Wiese, sondern hüpfen und holen sich die Regenwürmer und kleine Insekten aus dem Boden. Besonders beliebt sind bei ihnen die Pferde und Schafe auf den Weiden, sie holen die Zecken und

Fliegen aus dem Fell, auch auf den Ausscheidungen befinden sich so manche Tierchen, die ihnen schmecken. Erst im Herbst, kurz vor dem Abflug in wärmere Gegenden, bekommen die Jungstare ihr dunkles, weißgepunktetes Federkleid, welches erst im nächsten Frühling zur Paarungszeit zu glänzen beginnt.

Stare sind beliebte und auch verhasste Vögel. Sie fressen Schnecken, Würmer und in manchen Gegenden viele Heuschrecken. Doch wenn die Kirschen, Pflaumen und Weintrauben reif sind, fliegen die Stare in großen Schwärmen herbei und füttern alles weg. Vogelscheuchen, Silberstreifen oder Schreckschüsse vertreiben sie nur für einige Stunden. Die Obst- und Weinbauern schützen neuerdings ihre Bestände mit großen Netzen.

Die Stare haben überall eine Heimat. Nur in Nordamerika waren sie nicht zu finden, bis 1890/91 Eugene Schieffelin 100 Stare im Central Park von New York einführte. Sie fühlten sich wohl und vermehrten sich enorm, leider zum Nachteil der einheimischen Vögel.

Die Stare sind Zugvögel. Im Spätsommer sammeln sie sich, man sieht sie auf Bäumen oder Strommasten sitzen. Besonders beeindruckend ist es, wenn sie in großen Schwärmen in den Himmel steigen, um in wärmere Gegenden zu fliegen. Die Fluggeschwindigkeit kann bis zu 70 km/h betragen. Sie bilden nicht wie die Kraniche eine Eins, sondern eine Kugel, um so den Fressfeinden kaum Angriffsmöglichkeiten zu geben. Sie ziehen nicht alle nach Afrika, sondern nur in ein etwas milderes Klima, so bleiben die Vögel aus Skandinavien, Russland und dem Baltikum zum Beispiel in England, andere in den Niederlanden oder Frankreich. Erst wenn es dort kälter wird und sie kein Futter mehr finden, fliegen sie weiter.

Stare können über 20 Jahre alt werden. In Dänemark fand man einen beringten Star, der im Alter von fast 23 Jahren starb und in Deutschland einen, den der Tod mit 21 Jahren ereilte.

Da die Vögel sehr zutraulich sind und Menschen mögen, wurden sie sehr oft zu Hause gehalten, in ganz früheren Zeiten bei armen Menschen sogar als Speisevogel.

Der gelehrige Vogel hat bei Wolfgang Amadeus Mozart sogar das Rondothema eines Klavierkonzertes zu pfeifen gelernt. Als der Vogel starb, war Mozart sehr traurig und schrieb:

*Hier ruht ein lieber Narr
Ein Vogel Staar
Noch in den besten Jahren
Mußt' er erfahren
Des Todes bitterm Schmerz ...*

Nicht nur Mozart, sondern auch Hermann Löns, Ingo Baumgartner, Wolfgang Lörzer und andere schrieben Gedichte über und mit dem Star.

Leider werden die Starenbestände bei uns immer geringer, da ihnen die geeigneten Bruthöhlen fehlen und die Nahrung durch die industrielle Landwirtschaft viel geringer wird. Darum wurde der **Star zum Vogel der Jahres 2018** gewählt.

*Es singt der Star, die Sonne lacht.
Im Blütenschmuck die Bäume stehn.
Ein Tag ist hin und eine Nacht.
Seitdem ich dich nicht hab' gesehen ...*
Hermann Löns

*Ich bin ein Star – Tenor, Sopran zugleich,
doch spielt mir meine Stimme manchen Streich,
wenn ich im Kirschbaum voll der roten Früchte
kein Augenmerk auf Stimmbandschwingung
richte.*

*Dann klingt mein Lied wie heisres Wehgeschrei
mit einem Anflug Bass und Alt dabei.
Das holt gebündelt einzig und alleine
den Baumbesitzer eiligst auf die Beine.*

*Mein Ruf als Star der Oper ist vertan,
jetzt strebt die Krähe meine Stelle an.
Was soll's, ich kann nur notenfrei bekunden,
dass reife Kirschen einfach trefflich munden.*
Ingo Baumgartner



Fotos: pixelio.de: Sascha Kunka, Erik Wagner



Ein wenig Poesie schadet nie Drei Gedichte

zusammengestellt von Ingrid Faust

Drei Monate: März, April, Mai, drei Gedichte. Mit jedem Monat verbinden wir andere Gedanken. Was mögen uns die Monate bescheren?



Winter, ade

*August Heinrich Hoffmann
von Fallersleben (1798–1874)*

Winter, ade! Scheiden tut weh.
Aber dein Scheiden macht,
daß mir das Herze lacht!
Winter, ade! Scheiden tut weh.

Winter, ade! Scheiden tut weh.
Gerne vergeß' ich dein,
kannst immer ferne sein.
Winter, ade! Scheiden tut weh.

Winter, ade! Scheiden tut weh.
Gehst du nicht bald nach Haus,
lacht dich der Kuckuck aus,
Winter, ade! Scheiden tut weh.

April

Heinrich Seidel (1842–1906)

April! April!
Der weiß nicht, was er will.
Bald lacht der Himmel klar und rein,
Bald schau'n die Wolken düster drein.
Bald Regen und bald Sonnenschein!
Was sind mir das für Sachen,
Mit Weinen und mit Lachen,
Ein solch Gesaus zu machen!
April! April!
Der weiß nicht, was er will ...

Er ist's

Eduard Mörike (1804–1875)

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!



Fotos: Franz Wiemann, Andrea Irslinger

Die letzte Rumba

- von Reinhild Giese -

Darin sind wir uns einig. Die Krönung unserer Tänze, die uns jeden Mittwoch zur Auswahl zur Verfügung stehen, ist die Rumba. Und zwar nicht irgendeine, sondern ausschließlich die erste Choreographie, die unsere Tanzlehrerin Susanne zusammengestellt hat. Wir, das heißt etwa 20 Frauen einer Seniorentanzgruppe aus Kamen-Methler, lieben neben dem Cha-Cha-Cha, Memphis, Tango, Jive und der Samba die Rumba in besonderem Maße und wollen sie immer wieder tanzen.



So auch in der letzten Woche. Jede Tänzerin brachte sich in Position und wartete auf den Einsatz. Die Musik begann zu spielen und wir setzten zu den Figuren an. Nach dem ersten Durchgang, also kurz bevor sich die Schrittfolge wiederholen sollte, blieb Luise plötzlich stehen. Irritiert durch ihr Verhalten unterbrachen auch die anderen Tänzerinnen die Bewegung und schauten Luise fragend an: „Ist etwas passiert?“ „Geht es dir gut?“ Luise lächelte und sagte: „Ich habe soeben beschlossen, dass ich euch alle zu meiner Beerdigung einladen möchte.“ „Wie bitte – wie kommst du denn darauf?“, war unsere Reaktion. Luisas Antwort: „Ich liebe diesen Tanz so sehr, dass

ihr alle nach meinem Tod noch einmal zusammenkommen und ihn ein letztes Mal für mich tanzen sollt.“ Nachdem wir die erste Überraschung überwunden hatten, brach schallendes Gelächter aus. Ja, warum eigentlich nicht? Muss das Ende des Lebens unbedingt traurig gestaltet werden? Warum können wir uns von dieser Erde nicht mit dem verabschieden, was uns Zeit unseres Lebens glücklich gemacht hat?

Rosi erinnerte sich plötzlich daran, dass ein weitläufiger Verwandter in den letzten Mo-

naten seines Lebens pflegebedürftig geworden war. Als abzusehen war, dass sich sein Leben dem Ende zuneigen würde, wurde die Familie danach gefragt, was der Angehörige besonders gern getrunken hatte. „Bier“ war die Antwort. Also wurde das Lieblingsgetränk besorgt, ein

Wattestäbchen darin eingetaucht und die Lippen des Todkranken benetzt. Mit einem Lächeln wurde die Aktion belohnt. Körperlicher Schaden konnte im Angesicht des Todes nicht mehr angerichtet werden. Ganz im Gegenteil: war hier nicht ein Akt der Nächstenliebe geschehen?

Alle Tanzpartnerinnen waren sich einig: wir werden Luise ihren letzten Wunsch erfüllen. Da sie zurzeit aber noch sehr rüstig ist, können wir uns Zeit lassen und so manchen Mittwoch im Rahmen unseres wöchentlichen Seniorentreffs gemeinsam die Rumba tanzen.

Foto: Brigitte Paschedag



Das „Westfälische Versailles“ Schloss Nordkirchen

- von Klaus Busse -

Eingebettet in der Parklandschaft des Münsterlandes liegt das Schloss Nordkirchen. Es ist das größte Wasserschloss Westfalens und von internationalem Rang. Das barocke Ensemble umfasst Gebäude mit kostbarer Innenausstattung, Gräften, Gärten und Parks mit Skulpturen und gilt als das „Westfälische Versailles“. Nach dem Tod des letzten männlichen kinderlosen Esterhazy auf Schloss Nordkirchen verkauften seine ungarischen Verwandten die Anlage an den Herzog Engelbert-Maria von Arenberg. Er ließ die mittlerweile recht heruntergekommenen Gebäude nicht nur sanieren und modernisieren, sondern vergrößerte überdies das Hauptgebäude. Nachdem die herzogliche



Familie das Schloss nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr als Wohnsitz nutzte, verfiel die Anlage allmählich. 1949 mietete das Land Nordrhein-Westfalen das Schloss an und betrieb nach der Renovierung der einsturzgefährdeten Schlossgebäude ab 1950 seine Landesfinanzschule, aus der später die Fachhochschule für Finanzen des Landes Nordrhein-Westfalen entstand. Der Zweite Weltkrieg hatte kaum Auswirkungen auf das Schloss, lediglich das Dach des nordöstlichen Eckpavillons wurde bei einem Brandbombentreffer zer-

stört. 1945 von verschiedenen Museen zum Teil als Kunstdepot genutzt, blieb das Schloss nach Kriegsende von Plünderungen verschont, weil es als „belgischer Besitz“ angesehen wurde.

Seit 1950 dreht sich dort alles um Geld: Die alten Gemäuer beherbergen nämlich die Finanzschule des Landes NRW. Der gesamte Komplex wurde dann 1958 vom Land NRW gekauft. Mit dem Verkauf aber ging auch das Mobiliar verloren. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde von den belgischen Vorbesitzern mitgenommen. Nur ein kleiner Teil blieb erhalten. Freigeräumte Zimmer wurden zu Seminarräumen eingerichtet.

Nach einer Renovierung und Restaurierung 1958 ist es in seiner ganzen Pracht wieder zum Anziehungspunkt für viele Besucher geworden. Neben der kleinen *Kammerkapelle* gibt es im Schloss noch die große Kapelle Mariä Himmelfahrt, nach welcher der Ostflügel benannt ist. Sie gilt als das bedeutendste hochbarocke Werk dieser Art in Westfalen und ist bei Hochzeitspaaren sehr beliebt. Jährlich finden dort etwa 500 Trauungen statt.





Darüber hinaus zählen Kunstausstellungen und Schlosskonzerte zum ständigen Programm Nordkirchens. Bei einer einstündigen Schlossführung wird die Geschichte des Wasserschlosses vorgetragen.

Zu den Attraktionen der Anlage gehört der weitläufige Schlosspark. Nehmen Sie sich Zeit bei diesem Rundgang außerhalb der Gräfen. Hier können Sie noch das Gezwitscher der Vögel hören. Das ist kostenloser Lebensgenuss. Beeindruckend ist vor allen Dingen die Bewaldung mit unterschiedlichen Baumarten, vorwiegend Rosskastanien, Linden, Rotbuchen und Ahorne. Diese stammen oft noch von den Erstpflanzungen im 18. Jahrhundert. Ins Auge fallen besonders dabei die Kastanien. Sie bilden ein zusammenhängendes Ganzes im Wegeverlauf. Schon Ludwig XIV. ließ Schlossalleen damit bepflanzen und brachte die Kastanie als Repräsentationsbaum in Mode. Man pflanzte sie hier nach seinem Vorbild. Parkbänke am Wegesrand laden zum Verweilen ein. Auffällig ist eine Bank mit dieser Inschrift: „Kastanienbraun fließt *ihr* Haar über *seine* Schulter...“. Nachpflanzungen

werden durch das Projekt „Hochzeitsbäume“, für das Hochzeitspaare einen Baum spenden, die sich im Schloss trauen lassen, vorgenommen. Eine gemeinsame Pflanzaktion findet zweimal im Jahr statt.

Neben der Kastanie hat auch die Linde ihre ganz eigene Geschichte. Sie blieb als einziges Baumheiligtum von der Axt des Christentums verschont. Und sie ist mit ihren ca. 60.000 Blüten die Weide der Bienen. Dagegen wirkt die Buche mit ihrem silbrigen Rindenkleid als grazile Königin in der Landschaft. Sie schützt sich vor Sonnenstrahlen und nimmt allen anderen Bäumen das Licht. Unglaublich, wie viel Nuancen Grün haben kann, wenn sich die Sonne durch die Blätter zwängt. Bernhard von Clairveaux hat es mal so beschrieben: „Die Bäume werden Dich Dinge lehren, die Dir kein Mensch sagen wird.“

Geschichte und Natur vereinigen sich in dieser Parklandschaft zu einem paradiesischen Ort. Lernen Sie Nordkirchen kennen.

Fotos: wikipedia.de: Mbdortmund, Eremeev, Günter Seggebäing



Clara

Pianistin und Komponistin

- von Brigitte Paschedag -

Zu Lebzeiten war Clara Schumann – „erstaunlicherweise“, wie unser Musiklehrer sagte – viel berühmter als ihr Ehemann Robert, der heute als bedeutender Komponist der Romantik gilt. Besonders als Pianistin trat sie hervor. Heute kennen wir sie, nachdem sie lange fast vergessen war, auch als Komponistin.

Wer aber war diese Frau? Clara Wieck wurde am 13. September 1819 als Tochter des Theologen Friedrich Wieck und seiner Frau Marianne, einer Sängerin und Pianistin, in Leipzig geboren. Obwohl sie fünf Kinder hatten, trennten sich die Eltern. Friedrich Wieck heiratete später Clementine Fechner, mit der er eine Tochter bekam.

Clara lernte erst mit etwa vier Jahren sprechen, als sie ein Jahr lang dem Einfluss ihres Vaters entzogen war. Der Vater, der sich auch als Pianist ausbilden ließ, erkannte schon früh das musikalische Talent seiner Tochter. Er wollte sie möglichst früh als Wunderkind bekannt machen. So erhielt sie bereits mit fünf Jahren intensiven Klavierunterricht und trat mit neun Jahren das erste Mal öffentlich im Gewandhaus in Leipzig auf. Schon vorher hatte der Vater sie aus der Schule genommen, damit sie sich ganz auf das Klavierspielen konzentrieren konnte. Ihre Allgemeinbildung blieb daher mangelhaft.

Der Vater war ein strenger Lehrer. Er führte im Namen Claras ein Tagebuch, das den Eindruck erwecken sollte, sie habe es selbst geschrieben und sich selbst darin auch scharf kritisiert. Eine dieser fiktiven Passagen daraus lautet: *„Mein Vater ... bemerkte heute nochmals, dass ich immer noch faul, nachlässig, unordentlich, eigensinnig, unfolgsam etc. sei, ... namentlich auch im Klavierspiel ..., und weil ich Hüntens neue Variationen op. 26 in seiner Gegenwart so schlecht spielte, ... so zerriss er das Exemplar vor meinen Augen, ... und ich darf nichts weiter*

spielen als die Tonleitern, Cramers Etüden und Czernys Trillerübungen.“

Das klingt kaum nach einem neunjährigen Mädchen.

Schon bald zeigte die harte Methode des Vaters, der seine Tochter selbst unterrichtete, erste Erfolge, und Clara trat öffentlich auf. Zunächst spielte sie hauptsächlich gefällige, leichte Stücke. Erst als sie sich dem Einfluss des Vaters entziehen konnte, spielte sie Beethoven, Bach und Schumann.

Friedrich Wieck managte seine Tochter, wie man heute sagen würde. Da oft die in den Konzertsälen zur Verfügung stehenden Flügel nicht so funktionierten, wie er sich das vorstellte, hatte er immer Werkzeug bei sich, um gegebenenfalls das Instrument zu reparieren und zu stimmen. In einer Leipziger Zeitung erschien eine Rezension, die Clara bescheinigte, dass ihr Spiel zu den schönsten Hoffnungen Anlass gebe.

Mit 18 Jahren wurde sie in Wien zur kk-Kammervirtuosin ernannt.

Auch als Komponistin war sie früh erfolgreich. Ihr Opus 1 „Quatre Polonaises“ entstand, als sie zehn oder elf Jahre alt war.

Mit acht Jahren lernte Clara Robert Schumann kennen, der später bei den Wiecks wohnte und Unterricht bei Claras Vater nahm. 1834 verlobte er sich mit Ernestine von Fricken, löste die Verbindung aber, als er erfuhr, dass sie als angenommenes Kind nicht erberechtigt war.

Als Clara sechzehn Jahre alt war, verliebten sich Robert und Clara. Ein Stück, das er damals komponierte, nannte er nach ihr „Chiarina“.

Claras Vater war entschieden gegen die Verbindung, obwohl Robert als Musikredakteur und Gründer einer Zeitschrift für neue Musik recht erfolgreich war, nachdem er seine Karriere als Pianist wegen einer Beeinträchtigung seiner rechten Hand nicht fortsetzen

konnte. Eine Trennung der beiden erreichte Friedrich Wieck zunächst dadurch, dass er für Clara mehrere Konzerttourneen arrangierte. Später schickte er sie für ein Jahr zu einem befreundeten Ehepaar. Diese aber unterstützten die Verbindung des jungen Paares.

Im September 1839 erhoben Clara und Robert Klage bei einem Gericht in Leipzig, um zu erreichen, dass der Vater der Verbindung zustimmte oder dass das Gericht die Erlaubnis zur Eheschließung erteilte. Über einen entsprechenden Gerichtsbeschluss konnte das Paar am 12. September 1840 schließlich heiraten. Beide bekamen zwischen 1841 und 1879 acht Kinder, die, wie damals üblich, von Ammen betreut wurden. Jetzt endlich konnte Clara ihre unter dem Regime des Vaters vernachlässigte Allgemeinbildung nachholen.

Robert sah es nicht gern, dass sie weiter konzertierte. Er erwartete, dass sie mehr komponierte und ihren Stil dem seinen angleichen sollte. 1841 erschien ein Liederzyklus, bei dem die Rezensenten sich nicht einig waren, was von Clara und was von Robert stammte.

Schließlich machte die finanzielle Situation es aber notwendig, dass Clara wieder auf Konzertreisen ging. Sie interpretierte jetzt auch die Werke ihres Ehemannes und machte ihn dadurch in ganz Europa bekannt. Auf einigen dieser Reisen begleitete Robert sie. Es behagte ihm aber gar nicht, dass Clara dabei immer im Vordergrund stand und gut verdiente, während man ihm manchmal Geld zusteckte. Erst 1849 bekam Robert das Angebot, in Düsseldorf Städtischer Musikdirektor zu werden, was er auch annahm. Clara assistierte bei Chor und Orchester und übernahm die Solopartien am Klavier. Trotzdem blieb der Erfolg aus, da die Musiker, wie beide beklagten, äußerst undiszipliniert waren.

Ab 1854 litt Robert mehr und mehr an einer nicht genau diagnostizierten Erkrankung, unerträglichen Schmerzen, Schlaflosigkeit und Halluzinationen, möglicherweise den Folgen einer Syphilis, was dazu führte, dass er sich

am 27. Februar von einer Brücke in den Rhein stürzte, um sich das Leben zu nehmen. Er wurde gerettet und in die Nervenheilanstalt Eendenich bei Bonn eingeliefert. Der schwangeren Clara wurde davon abgeraten, ihren Mann in diesem Zustand zu sehen. Erst nach über zwei Jahren besuchte sie ihn das erste Mal.



Über die Beziehung von Clara Schumann und Johannes Brahms ist bis heute viel gerätselt worden. Ob es tatsächlich eine Liebesbeziehung war, ist umstritten. Tatsache ist, dass Brahms eine Zeit lang bei Clara wohnte, und es ist wohl auch sicher, dass er in sie verliebt war. Wie Clara darauf reagierte, ist nicht bekannt, auch deshalb nicht, weil beide beschlossen, ihre Briefe zu vernichten. Einige Briefe von Brahms an Clara sind jedoch erhalten.

Nach dem Tod Robert Schumanns 1856 zog Clara zunächst nach Berlin, später nach Baden-Baden. Sie konzertierte weiter und veröffentlichte die Kompositionen und Schriften ihres Mannes. Ihr letztes Konzert gab sie am 12. März 1891 im Alter von 71 Jahren. Am 26. März 1896 erlitt sie einen Schlaganfall und starb nach einigen Monaten mit 76 Jahren.

Erstaunlich ist, dass sie sich in einer männerdominierten Welt behaupten konnte. Kompositionen von einer Frau galten zu ihrer Zeit als äußerst ungewöhnlich. Als Musikerinnen ließ man Frauen schon eher gelten.

Es gibt zahlreiche Bilder von Clara Schumann. Eins zierte den 100-DM-Schein.



UN-sere Stadt ... vom Werden und Wachsen

- von Klaus Thorwarth -

Bevor hier Städte entstanden, gab es verstreut kleine Bauernschaften. Ein Beispiel ist „Heregotinchuson“, bekannt seit 1158. Eine Erinnerung an diese untergegangene Ansiedlung steckt in dem heutigen Namen „Hertinger Straße“.

Dörfer in unserer Nähe sind oft um Jahrhunderte älter als die Stadt Unna. Bei neuen Ausgrabungen fand man Siedlungsspuren und 6000 Jahre alte Scherben.

Die von Nord-Italien ausgehende Welle der Stadtgründungen ließ auch bei uns Städte entstehen. „Stadtluft macht frei“ hieß es. Erst innerhalb der sicheren Stadtmauern konnte ein freies Leben entstehen.

Um 1290 soll der Ort Stadtrecht bekommen haben. Das brachte u. a. das Recht, Mauern zu errichten. Fünf Stadttore wurden gebaut. Durch diese verliefen die wichtigsten, damals schon befestigten Straßen zum Ortsmittelpunkt: zur Kirche und zum Marktplatz. Die mittelalterlichen Konturen sind noch heute zu erkennen. Von woher man auch nach Unna kommt, immer steuert man direkt auf die Stadtkirche zu, unser hoch aufragendes Wahrzeichen.

Namen für die Straßen gab es zunächst nicht. Jedes der gut 400 Häuser bekam eine fortlaufende Nummer. Als erste Straße wird 1275 die Massener Straße unter dem lateinischen Namen „platea de Massene“ erwähnt. Hier lebten die wohlhabenden Bürger.

Der Bereich um die Straße bekam den Namen „Massingsträsser Quartier“.

In den Nebenstraßen der „Ackerbürgerstadt“ herrschten Schlamm und Matsch, bestenfalls gab es Trittsteine. Vor jedem Haus lag ein Misthaufen. Alte Namen erinnern an diese Situation: Kletterpoth, Güldener Trog, Gürtelstraße und eine Schmeerstrate (heute Morgenstraße).

Die fünf Hauptstraßen waren die Viehstraße, die Massener Straße, die Wasserstraße, die Hertinger Straße und die Morgenstraße, die frühzeitig links in die Hellwegstraße (zum Hellweg) abbog. Hinzu kam als sechste die Königstraße, die aber ihre Funktion abgab, als das Reckerdingstor, an der Klosterstraße befindlich, geschlossen wurde.

Die ersten Straßennamen entstanden nur langsam – in Jahrhunderten:



- 1290 Markt,
- 1363 Morgenstraße („des moren porte“),
- 1435 Hertinger Straße und Wasserstraße,
- 1460 Flügelstraße,
- 1476 Viehstraße (ab 1878 Bahnhofstraße),
- 1479 die „Straße hinter dem Geist“
(später Armenstraße, heute Schulstraße),
- 1517 die Kirchstraße,
- 1526 die Königstraße,
- 1591 die Eulenstraße.

Die erste Beschilderung kam 1868. Damals genügten noch 13 Namensschilder. 1878 erhielten sämtliche Straßen einen festen Namen. Es waren inzwischen 49.

Seit diesem Jahr gibt es auch Schilder mit Straßennamen und Hausnummern. Es folgten 1908 weitere 42 Straßennamen, 1909 zusätzliche 12 Benennungen.

Durch die Industrialisierung wuchs die Stadt weiter. Gab es 1880 noch 7000 Einwohner, sind es heute 60 000. Neue Straßen entstanden, neue Ordnungssysteme für die Benennung der Straßen wurden nötig.

Nach den früheren, oft historischen Namen mussten neue gefunden werden.

Oft wurden ganze Wohngebiete unter ein Thema gestellt. Beispiele hierfür sind:

Heimatorte der Vertriebenen, Partnerstädte, Blumen, Bäume, Dichter oder Künstlerinnen. Der Plan, neue Straßen nach bekannten Unnaer Künstlern zu benennen, wurde aufgegeben. Stattdessen wurden die bisher vernachlässigten Frauen in Erinnerung gerufen. Inzwischen gibt es in Unna über 600 solcher Straßen!

Jede bekam irgendwann einen amtlichen Namen, beschlossen durch den Unnaer Rat.

Am 15.01.2003 verfasste unser Heimatforscher Friedhelm Feiler im HA einen Artikel „125 Jahre amtliche Benennung der Straßen in Unna“. Und im Jahr 2006 erschien im Auftrag der Stadt von Wolfgang Patzkowsky der aktualisierte Band „Straßennamen in Unna“. Ursprung für beide Veröffentlichungen ist eine Arbeit von Willy Timm aus dem Jahr 1982. Alle nutzen Timm als Quelle. Auch ich. Schon 1934 hatte das NS-Regime zahlreiche Straßen nach noch lebenden (!) Parteigenos-

sen benannt. Das wurde nach 1945 unter dem Druck der Militärregierung wieder korrigiert. Frühere oder neue Namen wurden eingesetzt, aber auch völlig unverdächtige Namen gelöscht.

Darunter war auch die historische Königstraße. Der Name erinnerte an Karl den Großen, als dessen Etappenstandort in Unna die Siedlung am Krummfuß gilt. Ohne historische Kenntnis wurde die Erinnerung an Karl den Großen gestrichen und durch Gerhart Hauptmann ersetzt. Was die neuen Politiker wohl übersahen: Dieser war aber NSDAP-Mitglied. Ein großes Problem brachte die kommunale Neuregelung 1968. 108 Straßen waren im vergrößerten Unna doppelt vertreten und mussten umbenannt werden.

In den Ortschaften ging die Neubenennung langsamer voran, zum Beispiel in Stockum: Hier wollte man 1957 bei der alten Nummerierung bleiben, dann führte man aber 1964 doch Straßennamen ein. Als letztes kam Siddinghausen 1965 an die Reihe.

Eine Rückbenennung der Königstraße in Unna scheiterte. Diesen Namen gab es bereits in Hemmerde – weil dort ein ehemaliger Schützenkönig residierte.

Auch eine Brücke bekam 2016 auf Wunsch vieler Bürger einen Namen. Die Brücke über den Verkehrsring heißt seitdem nach dem Unnaer Symboltier „Eselsbrücke“. Eine sinnreiche Entscheidung.

Früher ermöglichten ja Brücken über Wasserläufe (z. B. über den Kortelbach) den vorsichtigen Grautieren das gefahrlose Überschreiten. Heute hilft die „Eselsbrücke“ den zweibeinigen Unnaer Eseln (Radfahrern und Fußgängern), gefahrlos über den Verkehr in das Naherholungsgebiet Bornekamp zu gelangen.

Gewiss dauert es einige Zeit, bis dieser Name auch auf den Navis erscheint. So musste bei der feierlichen Einweihung durch den Bürgermeister das Team vom WDR-Fernsehen noch unverrichteter Dinge wieder abreisen. Niemand kannte eine „Eselsbrücke“...

Foto: Klaus Thorwarth



Ukulele, die kleine Schwester der Gitarre

- von Klaus Thorwarth -

„Jede Mode kommt aus der Mode...“, dieser Satz gilt auch für die Musik. Manchmal kehrt die Mode zurück. Hören Sie mal hinein in die musikalische Begleitung beim WDR 5.

Denken Sie an die bekannten Solisten der Ukulelenmusik, an Götz Alsmann, Stefan Raab und nicht zuletzt an Marilyn Monroe. In dem sehenswerten Film „Manche mögen's heiß“ aus dem Jahr 1959 spielt sie die Ukulele in einer Damenkapelle.

Einen besonderen Genuss bot im Jahre 2011 das Konzerthaus Dortmund. Das achtköpfige „Ukulele Orchestra of Great Britain“ gastierte dort, auch mit klassischer Musik, drei Tage lang im ausverkauften Haus.

Im Gegensatz zu dem warmen, lang anhaltendem Klang der Gitarre klingt die Ukulele eher etwas hölzern, jedenfalls in ihrer klassischen Form, der Sopran-Ukulele. Einen schöneren Klang haben die größeren Geschwister, die Concert-, Tenor-, und erst recht die Bariton-Ukulelen. Ihr Vorteil: Sie garantieren einen lebendigen Rhythmus, sind gut zu transportieren, leicht zu lernen (nur vier Saiten) und nicht zu teuer.

Der günstige Preis bewog auch mich, vor 60 Jahren als Lehrling mit dem ersten selbstverdienten Geld eine Ukulele zu kaufen. Diese hatte die untypische Banjo-Form. So konnte ich mein Leben lang mit verschiedenen der sympathischen Instrumente beim Singen für gute Stimmung sorgen.

Die Geschichte der Ukulele begann mit dem portugiesischen Einwanderer Fernandez, der ein Instrument von Madeira nach Hawaii mitbrachte. Daher auch der Namen „Hawai-



Sopran-Ukulele

Bariton-Ukulele

Banjo-Ukulele

Gitarre“. Die Darbietungen belustigten die Einwohner. Weil die Finger auf dem Instrument tanzten wie ein Floh, fanden sie schnell einen Namen: Ukulele heißt nämlich „Floh“. Die Einwanderer verfeinerten das Instrument, machten es weltweit bekannt und stellten es in großem Umfang industriell her.

Vor einigen Jahren hörte ich ein mehrstrophiges Lied von Nico Haak, das begeistert die Ukulele preist. Die ersten Zeilen lauten:

„Ich spiel' am liebsten auf der Ukulele, ja ich empfehle die Ukulele – als Instrument ist sie patent. Und obendrein – ist die schön klein, die Ukulele, die Ukulele....“

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Foto: Klaus Thorwarth

Unna lacht (nicht)

„Sprich leiser beim Telefonieren“

- von Franz Wiemann -



Neulich machte ich eine merkwürdige Erfahrung im Umgang mit einem Café-Besucher. Er saß draußen, ganz allein an einem Tisch und sprach merkwürdig laut so vor sich hin. Bis ich Sekunden später feststellte, dass er ein wohl wichtiges Gespräch über das Handy abwickelte. Nur, er sprach so laut, dass ich – keine 20 Meter entfernt – jedes Wort mitverstehen konnte. Ich wollte ihm, meinen Zeigefinger auf die Lippen legend um ein „Psst“ anzudeuten, zu verstehen geben, dass mich sein lautes Gespräch nicht interessiere. Zunächst reagierte er gar nicht darauf, obwohl er mir



deutlich ins Gesicht geschaut hatte. Daraufhin verstärkte ich mein Bemühen, stopfte mir beide Zeigefinger in die Ohren, um ihm erneut zu verdeutlichen, er spräche für meine Begriffe zu laut. Das schien ihn – beim zweiten Hinsehen – doch zu irritieren, und er fühlte sich in seinem so „wichtigen Gespräch“ ein we-

nig unterbrochen. Ich hörte noch, mit welchen Worten er seinem Gesprächspartner zu verstehen gab, warum er sich unterbrochen fühlte: „Ach, da ist so ein Spinner. Ich weiß nicht, was der von mir will!“

Geht Ihnen das nicht auch manchmal gehörig „auf den Keks“, wie man so gerne formuliert? Sie werden gänzlich ungewollt Zeuge eines Gesprächs, das jemand lautstark übers Handy mit einem Partner führt. Und Sie bekommen nahezu alles unfreiwillig mit. Da werden die tollsten Einkaufstipps verraten, man bekommt lautstark geführte Streitereien

mit und/oder Wegbeschreibungen mit dem Tenor: „Aber wo stehst Du denn gerade? Ich sehe Dich noch immer nicht!“. Und die andere Person steht nur 15 bis 20 Meter entfernt davon.

Einfach lächerlich, sage ich mir da. Wie war das doch früher einfa-

cher: Man verschwand in eine Telefonzelle, und das „Gebrülle“ konnte losgehen, ohne dass sich jemand beeinträchtigt fühlte. Es sei denn, sie hatten es eilig, und wollten auch wegen dringenden Gesprächsbedarfs in dieselbe Telefonzelle. Alles hat seine Vor- und Nachteile.

Hattuscha

Kinder verkaufen Götterprozessionen

- von Erhard Kayser -

Eine meiner ersten Begegnungen in der Türkei vollzog sich im Jahre 1987 vor historischem Hintergrund.

Ich stehe auf dem Burghügel der Hethiter-Stadt Hattuscha, mitten in den gewaltigen Resten von Wohn- und Tempelanlagen des 14. Jahrhunderts vor Christus. Sie wurden seit 1906 fast vollständig ausgegraben. Von hier aus betrieben die Hethiter Großmacht-politik und konnten sich jahrhundertlang neben den Hochkulturen Assur und Ägypten behaupten.

Der Ausblick vom Berg geht in flirrender Hitze weit in alle Richtungen des Hügellandes. Der Eindruck ist fast so grandios wie die Aussicht vom Berg Nebo in West-Jordanien oder vom Dschebel Musa (Moseberg) über das Rote Meer. An diesem wunderbar gelegenen, strategisch günstigen Ort förderten Ausgrabungen das berühmte hethitische Staatsarchiv zutage, das beredte Aufschlüsse gab über Einzelheiten der frühorientalischen Geschichte und die große Diplomatie dieser Zeit.

Ich muss plötzlich an Atiye denken, meine türkische Nachbarin in der Bergarbeiter-Siedlung Schönhausen in Bergkamen. Sie hat Heimweh und erzählt immer wieder, wie schön es zuhause in der Türkei ist. Jetzt verstehe ich Atiye besser. Sie hat recht mit ihrer Sehnsucht. Die Türkei ist ein herrliches Land.

Plötzlich ein unerwartetes Geräusch in der Stille des Nachdenkens. Wie aus dem Boden gewachsen kommen drei zwölfjährige Jungen hinter einem Felsen hervor und bieten kleine selbstge-

fertigte Steinstücke an. „Hitti! Hitti!“ rufen sie und zeigen dabei graue Tonplatten, in die sie in mühsamer Arbeit Nachempfundenes aus der alten hethitischen Kunst eingearbeitet haben.

Sie verkaufen die gelungenen Artefakte, aus gebranntem Ton gefertigt und künstlich gealtert, für Pfennige an Touristen. Überall in ihren Kleidern haben sie weitere kleine Plastiken verborgen. Hinter einem Felsbrocken





ruht ein Sack mit weiteren Angeboten. Die Bilder zeigen Nachahmungen der Flachreliefs im hethitischen Bergheiligtum Yazilikaya. Dargestellt sind Götter und Herrscher meist in feierlichen Prozessionen. Unter ihnen ist auch der König Tuthaöiya IV., Zeitgenosse des Mose.

Die zwölfjährigen Nachfahren der Hethiter erzählen, dass sie in ihren vorgeschriebenen fünf Jahren Grundschule die Herstellung von steinernen Souvenirs für Touristen gelernt haben. Die beiden haben auch einen Esel bei sich. Man kann als Tourist ein Stück weit darauf herumreiten und soll dann ein Geldstück geben. Die Höhe des Betrages wird nicht gefordert, denn diese Dorfkinder kennen noch keine Bettelei. Nur ein einziges Mal erlebte ich es später an dieser Stelle, dass ein Halbwüchsiger eine Zigarette erbat. Sinnvoller als Geld und immer hochwillkommen sind Arbeitsmittel für die Grundschule, die für die armen Dorffamilien einen großen Wert darstellen: Schulhefte, Schreibblöcke, Kugelschreiber, Lineale, Zirkel und Buntstifte. Leider haben die Touristen solche Dinge meist nicht bei sich!

Bei aller bisherigen Unverdorbenheit wirft das Verhalten der Jungen mit dem Verkaufen und Anbieten des Eselritts einen Schatten auf die interessante Schönheit von Hattuscha. Fast unmerklich beginnt hier ein Prozess, der zwar den Dorfbewohnern an den Touristenrouten auf die Dauer einen gewissen Wohlstand bringen könnte. Gleichzeitig treten langsam Veränderungen ein, die die einheimische Kultur und Lebensart nach und nach abbauen. In vielen Gebieten hat schon der vermeintlich die Völkerverständigung fördernde Urlaubstourismus aus den reichen westlichen Ländern schlimme Folgen herbeigeführt. Schon sieht man in der Türkei an einsamen Stellen der landschaftlich schönen Südküste vereinzelt Hotelhochbauten oder betontriste Bungalow-Dörfer emporwachsen. Bucht um Bucht, Strand um Strand werden zugebaut. Schon entwickeln die weltbekannten Besichtigungsstätten wie Ephesus, Troja, Pamukkale, Side eine blühende Souvenir-Industrie. Schon sprechen die Statistiken vom rapiden Anwachsen der Zahl von Türkei-Urlaubswilligen aus Europa und Amerika. Sie kommen wohl kaum der Bildung wegen.

Noch sind erst die Anfänge spürbar: In einer Töpferwerkstatt in dem vielbesuchten Höhlengebiet von Göreme in Kappadokien stellte man früher nur Gebrauchskeramik für die Bewohner der Dörfer her. Heute sind die Regale voll von Nachbildungen hethitischer Vasen und Libationsgefäßen, die wegen ihrer schön geschwungenen Linien von Touristen gern gekauft werden. Noch sind diese Vasen handgefertigt. Wenn erst die maschinelle Massenproduktion einsetzt und die tönernen Küchenwaren für den Dorfalltag ganz verschwunden sind, dann wird auch ein wenig von dem wunderbaren „Glück und Frieden“ vergangen sein, von dem die alten anatolischen Hirten- und Bauernmärchen so viel zu erzählen haben.

Hinweis: Dieser Artikel wurde im Jahre 1988 verfasst.
Fotos: Erhard Kayser, Andrea Irslinger



Auf was ist noch Verlass?

- von Franz Wiemann -

Das Jahr 2018 ist inzwischen weit vorangeschritten. Die eine oder andere Neuerung dürften wir inzwischen verarbeitet haben. Hat es aber auch bei Ihnen Änderung technischer Natur gegeben? Denn all die Dinge, mit deren Hilfe sich unser Alltag verändert oder, wie versprochen, auch verbessert hat, stoßen bei mir auf immer mehr Skepsis.

Das betrifft viele Bereiche des täglichen Lebens, und es scheinen immer mehr zu werden. Einige Veränderungen kann man zwar begrüßen, jedoch viele greifen tief in unsere Lebensroutine ein und verlangen von uns Umstellungen, die schon mal als unangenehm empfunden werden können. Ganze Lebensbereiche verändern sich, auch in unseren Sozialbeziehungen. Auf eine höhere Ebene gestellt, fasst man sie in der Soziologie unter dem Begriff „Sozialer Wandel“ zusammen. Hier wäre der Begriff jedoch zu hoch gegriffen.

Ihnen ist, lieber Leser, sicher auch schon mal aufgefallen, wie viele der „guten, alten“ Dinge und täglichen Gewohnheiten verschwinden. Und das passiert immer rascher. Auf was ist noch Verlass? Verlass geht mit dem Wort Vertrauen einher. Ich kann also auch umgekehrt fragen: Wem kann ich noch vertrauen, wem mich anvertrauen? Ich beziehe hier nicht solche Unsicherheiten mit ein, wie die – speziell unter Senioren – um sich greifende Furcht um die allgemeine Sicherheit und die Sorge vor Einbrüchen. Zunehmende Kriminalität wird auf anderer Ebene diskutiert. Es ist aber, beispielsweise, auf die Zustellung der Post – ganz aktuell gesehen etwa seit der Vorweihnachtszeit – auch kein Verlass mehr. Ein schwindendes Vertrauen in die Deutsche Post greift um sich.

Mir geht es um die alltäglichen Dinge, technische Veränderungen und Beschleunigungen, auf die man sich im Alter nicht mehr unbedingt einlassen will. Der gesellschaftliche Druck jedoch ist enorm, und ehe Du Dich versiehst, bist du draußen, wörtlich

hintangestellt, außen vor! Und darum sollten wir lieber vom digitalen Wandel statt vom sozialen Wandel sprechen.

Die Flut der vielen technischen Errungenschaften also, mit denen uns das Leben so angenehm gemacht werden soll, ist hier mein Thema. Nehmen wir zum Beispiel das internetfähige Mobiltelefon. Es sei zum Dreh- und Angelpunkt unseres Alltags geworden, las ich neulich in der Zeitung. Mehr als 80 % der Bevölkerung greift inzwischen mehrmals am Tag zum Smartphone, um so alltägliche Dinge zu erledigen wie

- a) die Nachrichtenwelt zu verfolgen,
- b) Terminabsprachen zu treffen per WhatsApp,
- c) lexikalische Dinge abzufragen, sprich zu googeln, wenn man mal nicht mehr weiter weiß ... und so weiter, und so weiter.

Aber wer telefoniert denn noch mit diesem Gerät?

Dass solche Dinge immer massiver in unseren Alltag eingreifen, mitunter sogar unseren Tagesablauf entscheidend mitbestimmen, fällt den meisten schon gar nicht mehr auf. Man gewöhnt sich ja so leicht dran. Ein Gewöhnungseffekt eben!

Betrachten wir beispielsweise mal an einem ganz durchschnittlichen Tag die Situation am Frühstückstisch: Wie lange das Ei zu kochen hat, regelt u. U. eine Benutzer-App. Zuvor muss nur noch die Eiergröße eingegeben werden. Ach, es wird ja draußen heller: Schnell die Jalousien hochfahren – per Knopfdruck mit dem Smartphone, versteht sich. Im Verlauf des morgendlichen Gesprächs taucht eine kleine Wissenslücke auf: Lass uns mal googeln. Noch ehe das letzte Brötchen gegessen ist, beschäftigt sich fast jeder der am Tisch Sitzenden mit seinem Handy. Die letzten Benachrichtigungen von Freunden werden abgefragt, Nachrichten werden gelesen. Wenn man Pech hat, piepst es ununterbrochen am Frühstückstisch. Ständig gehen neue Benachrichtigungen ein.

Kurz, die sonst übliche Kommunikation ist gestört. Die einstmals von Loriot gestaltete Karikatur, wonach der Mann beim Frühstück die Zeitung liest und er seine ihm gegenüber sitzende Frau gar nicht mehr wahrnimmt, muss nur noch neu gezeichnet werden!

Mit dem Zähneputzen geht's gleich weiter im Tagesablauf. Das ultimative Geschenk zu Weihnachten 2017 wurde in der FAZ vorgestellt: eine hochwertige elektrische Zahnbürste im Wert von 310 €, die per USB-Schnittstelle mit dem Smartphone verbunden werden kann. Weniger lustig wird's dann bei ihrem Einsatz, wenn die App Sie darüber belehrt, was Sie beim Putzen der zwölf Bereiche, in die das Gebiss per Gebrauchsanweisung eingeteilt wird, nicht gründlich gemacht haben. Das ist Erziehung pur – per digitaler Aufforderung!

Dabei sei in 2016 und 2017 die agilste Gruppe derer, die immer mehr dem Nutzen des internetfähigen Mobiltelefons nachgehen will, die Gruppe der Senioren, las ich in der Zeitung. Unter den über 65-Jährigen soll die Nutzerquote von 28 auf 39 Prozent gestiegen sein. Man liest von Kursangeboten, die die Einführung in den richtigen Gebrauch des Smartphones lehren wollen. Na ja, wir Senioren scheinen da wohl mächtig Nachholbedarf zu haben.

Aber muss es denn wirklich so weit kommen, dass auch wir demnächst die Schuhe im Internet kaufen? Muss man sich denn unbedingt das Mittagessen, portionsgerecht verpackt, per Post zuschicken lassen? Die Industrie – hier allen voran *amazon*, *google* und *apple* – suggeriert uns den perfekten Haushalt, in dem per Sprachsteuerung übers Smartphone die Waschmaschine angestellt werden kann, die Heizung hochgestellt wird und der Kühlschrank uns mitteilen kann, was noch einzukaufen ist. Immer häufiger wird auf die tägliche „to do-Liste“ auf dem Smartphone verwiesen. Der alte Wandkalender hat scheinbar ausgedient. Du brauchst bald nichts mehr selbst zu entscheiden. Das Smartphone regelt alles: Du wirst „gelenkt“. Dass aber gleichzeitig über Versorgungsnotlagen in den Landgemeinden geklagt wird,

weil beispielsweise kein lokaler Einzelhandel mehr zur Verfügung steht, ist auch Ausdruck dieser ganzen Entwicklung.

Was machen wir nur mit all der gewonnenen Zeit?

Mit dem zunehmenden Online-Handel veröden unsere Innenstädte, die Leerstände nehmen zu. Die ganz großen Firmen, wie z.B. *amazon*, richten nicht nur ihre eigenen Paketdienste ein. Nein, richten Sie sich schon mal auf den hauseigenen Landeplatz für eine Drohne vor ihrer Haustür ein: Sonst kommt Ihr Paket noch später an!! Mit dem Problem



Ob ich die Schuhe lieber doch im Geschäft ausprobiere?

haben sich immer wieder – gerade in der Vorweihnachtszeit – Tausende von Online-Kunden herumzuschlagen. Damit Sie die gewonnene Zeit sinnvoll nutzen können, bieten Sie sich – jetzt sind Sie ja Rentner oder Pensionär (!) – in der Nachbarschaft als zuverlässiger Paket-Empfänger an. Ihr Popularitätswert steigt ungemein. Gehen wir das Ganze nämlich arbeitsteilig an, stellt sich für beide Seiten sogar noch ein Gewinn ein. Der einen Seite steht noch mehr Zeit zur Verfügung, um zu konsumieren, um Waren zu bestellen. Und der abrufbereite Rentner kann sich ein kleines Zubrot verdienen: Das Taschengeld für diesen kleinen Dienst erhält nämlich nicht mehr der Bote, sondern der freundliche Nachbar, der so lebenswürdig war, all die Pakete anzunehmen.

„C'est la vie“, wie der Franzose sagt.

Zeichnung: Andrea Irslinger

Wir sind Top- Gas- und Strom-Versorger!

Ausgezeichnet von:



Ausgabe 6/2016 und 49/2017

Und was dürfen wir sonst noch für Sie tun?

www.stadtwerke-unna.de



DR. COEN'S RING APOTHEKE und APOTHEKE BERLINER ALLEE



**Dr. Coen's
Apotheken:**

**40 kluge Köpfe
kümmern
sich um Ihre
Gesundheit!**

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616

Mit der UKBS neue Wohnungen und medizinische Versorgung



Keinen Stillstand gibt es bei der Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft (UKBS). Das in Unna beheimatete kommunale Wohnungsunternehmen setzt auch im neuen Jahr seine Bauaktivitäten kontinuierlich fort.

Nach dem Bezug des Mehrgenerationen-Wohnens an der Sybille-von-Westendorp-Straße in Unna mit 25 Wohnungseinheiten konzentriert sich das Unternehmen jetzt auf den Neubau eines Gebäudekomplexes gegenüber dem Rathaus in der Stadt Bergkamen. Unser Foto entstand bei der Vorstellung der Pläne (Bildmitte UKBS-Geschäftsführer Matthias Fischer, Zweiter von rechts Aufsichtsratsvorsitzender Theodor Rieke). Hier entstehen nach Angaben von Geschäftsführer Fischer 30 neue Wohnungen und zudem mehrere Gewerbeeinheiten. Die ersten Gründungsarbeiten dazu sind in diesen Tagen gestartet. Im Blickpunkt des Interesses der gesamten Bevölkerung dürfte dabei vor allem auch ein „Medizinisches Versorgungszentrum“ stehen. Ähnliches hat die UKBS bereits im „Severinshaus“ in Kamen mit Erfolg realisiert.

Wie bereits in der Kreisstadt Unna festgestellt, ist der Run auf kleine Wohnungen unvermindert stark. „Das berücksichtigen wir an all unseren Standorten“, lässt der UKBS-Geschäftsführer wissen. Von den insgesamt 2.886 Wohnungseinheiten des Unternehmens – davon allein 1.208 in der Kreisstadt Unna – sind ein Viertel der Wohnungen bis zu 50 Quadratmetern groß, genau 697. Weitere 918 Einheiten haben eine Wohnungsgröße zwischen 51 und 65 Quadratmetern; die anderen Wohnungen für Familien liegen in der Größe darüber.

Die UKBS lässt im neuen Jahr nicht nach in dem Bemühen, künftig weiterhin auch stark nachgefragte Single-Wohnungen – oftmals für ältere Menschen – zu errichten und zur Verfügung zu stellen. „Und das zu bezahlbaren Konditionen“, ergänzt Matthias Fischer. So liegt die durchschnittliche Sollmiete in den Wohnungen der Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft bei 4,73 Euro pro Quadratmeter.



**Gelassen
ist
einfach.**



sparkasse-unnakamen.de

**Wenn man
Finanzgeschäfte
jederzeit und überall
erledigen kann.**

Mit Online-Banking.

 **Sparkasse
UnnaKamen**